



Pascal Maeder/ Barbara Lüthi /Thomas Mergel (Hg.)

Wozu noch Sozialgeschichte? Eine Disziplin im Umbruch

Vandenhoeck & Ruprecht



Wozu noch Sozialgeschichte?

Eine Disziplin im Umbruch

Festschrift
für Josef Mooser zum 65. Geburtstag

Herausgegeben von
Pascal Maeder, Barbara Lüthi und Thomas Mergel

Vandenhoeck & Ruprecht

Publiziert mit Unterstützung der Freiwilligen
Akademischen Gesellschaft Basel.

Mit 5 Abbildungen und 4 Grafiken

Umschlagabbildung: 1. Mai Demonstration in Zürich 1912,
Schweizerisches Sozialarchiv.

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek

Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der
Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind
im Internet über <http://dnb.d-nb.de> abrufbar.

ISBN 978-3-525-30034-3

ISBN 978-3-647-30034-4 (E-Book)

© 2012, Vandenhoeck & Ruprecht GmbH & Co. KG, Göttingen/
Vandenhoeck & Ruprecht LLC, Bristol, CT, U.S.A.
www.v-r.de

Alle Rechte vorbehalten. Das Werk und seine Teile sind urheberrechtlich geschützt.
Jede Verwertung in anderen als den gesetzlich zugelassenen Fällen bedarf der vorherigen
schriftlichen Einwilligung des Verlages. – Printed in Germany.

Gesamtherstellung: Ⓜ Hubert & Co, Göttingen

Gedruckt auf alterungsbeständigem Papier.

Inhalt

THOMAS MERGEL, BARBARA LÜTHI UND PASCAL MAEDER	
Einleitung	7

Sozialgeschichte als Klassengeschichte

STEFAN BRAKENSIEK	
Ländliche Klassengesellschaft. Eine Relektüre	27

JÜRGEN KOCKA	
Möglichkeiten der Arbeitergeschichte	43

Sozialgeschichte in der Schweiz

MARTIN LENGWILER	
Undiszipliniert und prägend. Die Sozialgeschichte in der schweizerischen Historiographie des 20. Jahrhunderts	57

GEORG KREIS	
Der Stadt-Land-Gegensatz. Ein fragwürdiges Erklärungsmuster	89

MARTIN SCHAFFNER	
Sozialgeschichte und Naturgeschichte. Erfahrungsbericht aus einer alpinen Wissenschaftslandschaft	111

Methodische und theoretische Herausforderungen

BENJAMIN ZIEMANN	
Sozialgeschichte und Empirische Sozialforschung. Überlegungen zum Kontext und zum Ende einer Romanze	131

PHILIPP SARASIN	
Sozialgeschichte vs. Foucault im Google Books Ngram Viewer. Ein alter Streitfall in einem neuen Tool	151

Thematische Erweiterungen

FRANZ-JOSEF BRÜGGEMEIER

Die Rache des Bürgertums an der Arbeiterbewegung?
Umweltbewegung, Umweltgeschichte und soziale Frage 177

HANS-ULRICH WEHLER

Globalgeschichte ante portas. Neue Herausforderungen
für die Sozialgeschichte 187

REGINA WECKER

Geschlechtergeschichte und Sozialgeschichte.
Parallelen und Schnittstellen ihrer methodischen und
wissenschaftspolitischen Entwicklung 195

THOMAS MERGEL

Religionsgeschichte als Sozialgeschichte.
Zu einem schwierigen Verhältnis 211

Autoren und Herausgeber 241

Thomas Mergel, Barbara Lüthi und Pascal Maeder

Einleitung

Wer in den 1990er Jahren auf deutschsprachige Historikerversammlungen ging oder deutschsprachige historische Fachzeitschriften durchblättert, dem mochte es scheinen, als ob die deutsche Sozialgeschichte aus dem Status einer Oppositionswissenschaft binnen kurzem in den Stand der Hegemonie geraten war. Keine Abhandlung ohne sozialstatistische Daten; Umbruchs- und Modernisierungserfahrungen aller Orten; soziale Ungleichheit war als Untersuchungskriterium unverzichtbar. Sozialgeschichte, so schien es damals, *war* Geschichte. Freilich hatte sich seit den großen Diskussionen und Konzeptualisierungen der 1970er Jahre vieles verändert, war ein Sickerprozess vonstatten gegangen, im Verlauf dessen zwar die Theoretisierung der Disziplin in den Hintergrund getreten war, dafür aber die Kategorien der Sozialgeschichte breit verarbeitet wurden – bis hinein in die Schulbücher, bis hinein in Thomas Nipperdeys Deutsche Geschichte, die weithin als ein Gegenentwurf angesehen wurde, aber dennoch ein scharfes Auge auf soziale Ungleichheit, auf Mobilität und soziale Konflikte hatte. Der Anspruch Jürgen Kockas, der schon 1977 die rhetorische Frage gestellt hatte, ob Sozialgeschichte nur die Geschichte eines Teilbereichs oder nicht besser »als eine oder gar die gegenwärtig einzig legitimierbare Form von Gesamtgeschichte [...] betrieben werden sollte«,¹ schien in Erfüllung gegangen zu sein. Begriffe wie Gesellschaftsgeschichte oder Historische Sozialwissenschaft verkörperten diesen selbstbewusst vorgetragenen Anspruch auf Hegemonie. Das war auch in anderen Ländern so, aber wohl nirgends wurde es so sehr als Revolution erlebt wie in Deutschland.

Davon ist heute nur noch wenig die Rede. Seit den 1990er Jahren hat sich in der Diskussion um die Kulturgeschichte ein ganz ähnlicher hegemonialer Anspruch aufgetan, der ebenfalls daran ansetzte, dass Kulturgeschichte eine Methode mit einem spezifischen epistemischen Selbstverständnis sei. Immer neue *turns* machten nicht nur neue Forschungsfelder auf, sondern verkündeten auch neue methodologische Orientierungen, vom *linguistic* über den *visual* und den *spatial* bis zum *performative turn*. Vor allem aber haben die *postcolonial studies* und in ihrem Gefolge eine erneuerte Globalgeschichte den impliziten Boden, auf dem die Sozialgeschichte stand, erschüttert: Das Industrialisierungsparadigma, die Vorstellung von der umfassenden Proleta-

1 J. Kocka, Sozialgeschichte. Begriff, Entwicklung, Probleme, Göttingen 1977, S. 49.

risierung der Gesellschaft sowie, damit eng verbunden, eine Modernisierungstheorie, die sich gar nicht vorstellen konnte, dass solche Ungleichgewichte in Hinsicht auf Wohlstand, Bildung oder Demokratie auf Dauer existieren konnten, wie sie die *postcolonial studies* gerade als konstitutiv für eine durchkolonisierte Welt ansahen.²

Andere, weniger umkämpfte, vielleicht selbstverständlichere Bastionen sind dabei *en passant* gefallen und wirken heute wie Relikte aus einer anderen Zeit: Der »deutsche Sonderweg«, immer ein Ausdruck dieser Modernisierungsvorstellung, der zufolge die gleichlaufende Modernisierung der verschiedenen Sektoren einer Gesellschaft unabdingbar für eine »gesunde« Gesellschaftsentwicklung sei. Oder die Orientierung an sozialen Gruppen und Organisationen als den strukturierenden Variablen einer Gesellschaft – wo sieht man heute noch Bürgertums-, gar Arbeitergeschichte, ganz zu schweigen von Vereins- oder Gewerkschaftsgeschichte? Oder auch die Selbstverständlichkeit der Nationalgeschichte, ein Wurmfortsatz der Historischen Schule der Nationalökonomie, die auch in der Sozialgeschichte noch kaum hinterfragt war. Heute, so scheint es manchmal mit Blick auf Themen, Theorien wie auch die Sprache und den wissenschaftlichen Gestus, ist die Zeit der Sozialgeschichte vorüber.

Wenn es so wäre – warum? Diese Frage ist schwer zu beantworten. Natürlich gibt es eine Abfolge von wissenschaftlichen Paradigmen und Moden. Welches davon die *turns* jeweils sind, wird erst in der Rückschau zu beurteilen sein. Es scheint jedenfalls, als ob die theoretische und inhaltliche Produktpalette der Geschichtswissenschaft zunehmend schneller erneuert wird und die Halbwertszeit für neue Paradigmen sich verkürzt. Die unbestrittene politische und generationale Prägung der Sozialgeschichte hat sicher ihren Teil dazu beigetragen, dass die Sozialgeschichte Patina angesetzt hat. Sie war am Ende doch auch das Projekt einer Generation, die im wissenschaftlichen Gewand auch politische Vergangenheitsbewältigung betreiben und ein besseres, auch wissenschaftlich »westernisiertes« Deutschland schaffen wollte. Auch die politische Großwetterlage könnte angeführt werden. Der Kalte Krieg hat offenbar der Sozialgeschichte gerade in der Phase seiner Abschwächung einen enormen Auftrieb verliehen: Die Frage nach den Strukturen moderner Gesellschaften ließ sich erst dann stellen, als sie nicht mehr unter dem Generalverdacht des Bolschewismus stand; gleichzeitig bedurfte aber die Sozialgeschichte offenbar der Konkurrenz unterschiedlicher Modelle der Moderne.

Womöglich war auch die mit dem Kalten Krieg gegebene systematische Ausblendung nichtwestlicher, nichteuropäischer Gesellschaftsmodelle (und auch der Kommunismus war ein europäisches Modell) hilfreich für eine

2 D. Bachmann-Medick, *Cultural Turns. Neuorientierungen in den Kulturwissenschaften*, Reinbek bei Hamburg 2009.

Sozialgeschichte, die sich in ihren Paradigmen unverhohlen eurozentrisch präsentierte, es nicht besser wusste und nicht anders wollte. Jedenfalls fällt der Niedergang der klassischen Sozialgeschichte in auffälliger Weise mit dem Ende des Ost-West-Konflikts und dem Aufkommen einer multizentrischen Welt zusammen. Unübersehbar ist ein weiterer Faktor des Niedergangs der Sozialgeschichte: Die Orientierung an den Nachbarwissenschaften hat sich grundlegend verändert. Waren es für die Sozialgeschichte Soziologie und Wirtschaftswissenschaften, so sind es jetzt Ethnologie, Linguistik, Literatur- und Bildwissenschaften. Die ersteren versuchen (jedenfalls in der Zurichtung, die sie in den sechziger und siebziger Jahren hatten), die Welt modelltheoretisch zu begreifen; die letzteren arbeiten sich an der hermeneutischen Lücke zwischen uns und den Objekten unserer wissenschaftlichen Begierde ab. In dieser Hinsicht hat sich auch erkenntnistheoretisch die Großwetterlage verändert.

Ist also die Zeit der Sozialgeschichte unwiederbringlich vorbei? Man könnte dagegen argumentieren, dass die aktuellen Zeiterfahrungen gerade dies nicht nahe legen. Wirtschaftskrise, zunehmende soziale Ungleichheit und rapide gesellschaftliche Umbrüche, abnehmende staatliche Handlungsfähigkeit: die Problemlagen, auf welche die herkömmliche Sozialgeschichte sich bezieht, sind alles andere als erledigt. Wenn auch die Nennung des Begriffs »Sozialgeschichte« im *Google Ngrams Viewer* seit der Mitte der 1990er Jahre wieder abnimmt – die Nennung des Begriffs »sozial« nimmt weiter zu und ist in heutigen Büchern so häufig wie noch nie.³ Die Geschichtswissenschaft ist sich dessen bewusst. Es hat in den letzten Jahren immer wieder theoretische Beiträge gegeben, die versucht haben, Sozialgeschichte aus einer neuen Warte zu sehen, dabei die neueren theoretischen Anregungen aufzunehmen und neue Felder zu erschließen.⁴

Die Beiträge in diesem Band nehmen solche Fragen auf und erproben sie in ihrem jeweiligen Feld: Sie fragen nach den Möglichkeiten und dem Rahmen von Sozialgeschichte unter veränderten Bedingungen und im Lichte der

3 http://books.google.com/ngrams/graph?content=sozial&year_start=1900&year_end=2000&corpus=8&smoothing=3 [27. Oktober 2011]. Zum *Google Ngrams Viewer* vgl. den Beitrag von Philipp Sarasin in diesem Band, S. 151–174.

4 Etwa: P. Joyce, What is the Social in Social History?, in: *Past & Present* 206 (2010), H. 1, S. 213–248; J. Kocka, Losses, Gains, and Opportunities. Social History Today, in: *Journal of Social History* 37 (2003), H. 1, S. 21–28; T. Welskopp u. B. Hitzer, Die »Bielefelder Schule« der westdeutschen Sozialgeschichte. Karriere eines geplanten Paradigmas?, in: B. Hitzer u. T. Welskopp (Hg.), Die Bielefelder Sozialgeschichte. Klassische Texte zu einem geschichtswissenschaftlichen Programm und seinen Kontroversen, Bielefeld 2010, S. 13–31; B. Ziemann, Sozialgeschichte jenseits des Produktionsparadigmas. Überlegungen zu Geschichte und Perspektiven eines Forschungsfeldes, in: *Mitteilungsblatt des Instituts für soziale Bewegungen* 28 (2003), S. 5–35. Siehe auch die im Frühling 2011 durchgeführte Konferenz an der Universität Freiburg, A Return to the Social? Methods and Meanings of the Social in the Aftermath of the Cultural Turn, vgl. <http://www.frias.uni-freiburg.de/history/veranstaltungen/workshCanning> [Oktober 2011].

Diskussionen der letzten vierzig Jahre. Mit ihnen wollen wir auch Josef Mooser ehren, der diese Diskussionen seit Jahrzehnten anregt und bereichert. Wenn ihnen eine Einleitung vorangestellt werden soll, dann zu dem Zweck, einige leitende Begriffe und Leitfragen einzuführen, die diese neuere Diskussion um die Sozialgeschichte vielleicht strukturieren können, denn konzipiert zusammenfassen lassen sich die unterschiedlichen Perspektiven nicht so einfach. Dabei wird es vor allem um Konstanz und Wandel von Konzepten, Problembeschreibungen und »untergründigen«, vorgängigen Vorstellungen von Gesellschaft gehen.

Veränderungen des »Sozialen«

Ausgangspunkt kann Patrick Joyces Frage danach sein, was »das Soziale« in der Sozialgeschichte bedeute. Mit ihm kann man konstatieren, dass die Beantwortung dieser Frage sich grundlegend verändert hat. Die ältere Sozialgeschichte verstand darunter vor allem »das Gesellschaftliche«, und dies durchaus in einer Vogelperspektive: Nicht das Individuelle, sondern das Kollektive stand im Vordergrund; nicht so sehr das soziale Handeln als vielmehr soziale »Strukturen und Prozesse«, wie das Mantra lautete.⁵ Daraus erwuchs ein besonderes Interesse für soziale Großgruppen – Klassen, Schichten, aber auch Milieus und Standesgruppen (wie etwa das Militär) – sowie für die Organisationen, die sich als Ausdruck dieser Großgruppen verstanden. Die Untersuchung von Arbeiterschaft und Bürgern im Medium von Gewerkschaften, Industrieverbänden und Vereinen führte geradezu naturwüchsig dazu, dass soziale Gruppen, die sich nicht durch Organisierung hervortaten, lange im Abseits standen: Familie, Altersgruppen, »Bewegungen«. Es dauerte bis in die achtziger Jahre, bis man unter »Sozial« auch »Sozialisation« verstand und nicht allein Strukturen untersuchen wollte, sondern auch soziale Beziehungen. Nun erst erlebten die Geschichte der Familie, der Jugend, sozialer Bewegungen, die nicht ohne weiteres in Organisationen mündeten, ihre Zeit.⁶

Zweierlei theoretische Rezeption hat seit den 1980er Jahren dazu beigetragen, dass der Begriff des sozialen Handelns stärker ins Zentrum rückte und statt »Strukturen und Prozesse« nun »Strukturen und Handeln« in ihrer wechselseitigen Bezogenheit einen theoretischen Fluchtpunkt lieferten:⁷ Das

5 Kocka, Losses, S.28.

6 Vgl. als ein Beispiel: W. Hardtwig, Krise der Universität. Studentische Reformbewegung 1750–1819 und die Sozialisation der jugendlichen deutschen Bildungsschicht. Aufriss eines Forschungsproblems, in: Geschichte und Gesellschaft, 11 (1985), H. 2, S.155–174.

7 Hierzu: T. Welskopp, Der Mensch und die Verhältnisse. »Handeln« und »Struktur« bei Max Weber und Anthony Giddens, in: T. Mergel u. T. Welskopp (Hg.), Geschichte zwischen Kultur und Gesellschaft. Beiträge zur Theoriedebatte, München 1997, S.39–70.

eine war die »Entparsonisierung« Max Webers, die dessen handlungstheoretischen Rahmen in überraschender Weise neu ins Blickfeld rückte. Und das andere war die Entdeckung der Soziologie Pierre Bourdieus, dessen Bezüglichkeit von Strukturen und Handlungsformen gerade im überlieferten Feld der Klassentheorie ganz neue Richtungen möglich machten. Nun konnte das Soziale als soziales Handeln auch im Mikrorahmen gedacht werden, und ein wenig – nur ein wenig! – konnte man auch über Symbole und Rituale reden.⁸ Das konnte nicht darüber hinwegtäuschen, dass die Sozialgeschichte die französische Anthropologie (der Bourdieu zuzurechnen war) ebenso wenig gründlich rezipiert hat wie die angloamerikanische. Wenn Ethnologie forschungshistorisch ein Zweig der Soziologie – nämlich ehemals die Erforschung der »primitiven« Gesellschaften – war (wie dies außerhalb des deutschen Sprachraums eigentlich überall gehandhabt wurde), dann war das, was die Sozialgeschichte von der Sozialwissenschaft rezipierte, streng auf die Moderne bezogen.

Die Frage nach sozialem Handeln und sozialen Beziehungen, also: Vergesellschaftung, als dem Kern von »Gesellschaft«, ließ im Gefolge Bourdieus die Perspektive auf soziale Praktiken als Ausdruck des Sozialen eröffnen.⁹ Entscheidend am Begriff der Praxis war nicht ein Gegensatz zu »Theorie«, wohl aber einer zu »Struktur«. Praxis bedeutete auch institutionalisiertes, ritualisiertes, habitualisiertes Handeln, und eröffnete so einen Blick auf Gesellschaften als Gewebe von Handlungsformen, die zu Institutionen gerannen. Der Begriff der Praxis (bzw. der Praktiken) bedeutete eine Verbindung zu ethnologischen und ethnographischen Zugängen, zu kulturhistorischen Ansätzen und auch zu Foucault. Er erlaubte die Einbeziehung des Körpers, ja auch des Raums und der »nichtsozialen« Materie als des Bedingungsfeldes, innerhalb dessen das Soziale sich entfaltet und das seinerseits wieder Materie und Raum gestaltet.

Es kann aber nicht übersehen werden, dass der Blick zurück auf die alten Vorstellungen vom Sozialen einen weiten Weg zurücklegen musste. Eine Ent-Reifizierung der »Gesellschaft«, stattdessen die Gesellschaft als Gewebe von Beziehungen, als relationaler Begriff war das Ergebnis; der Begriff der Gesellschaft geriet außer Mode, kritisiert von einer jüngeren Generation von Sozialhistorikern und -historikerinnen.¹⁰ Dies macht deutlich, dass Jürgen Kockas Entgegensetzung von Individuell und Kollektiv – letzteres sei die

8 Vgl. etwa *P. Sarasin*, Stadt der Bürger. Bürgerliche Macht und städtische Gesellschaft, Basel 1846–1914, 2. erw. Aufl., Göttingen 1997.

9 *P. Bourdieu*, Entwurf einer Theorie der Praxis auf der ethnologischen Grundlage der kabyliischen Gesellschaft, Frankfurt 1972; Vgl. etwa *S. Reichardt*, Praxeologie und Faschismus. Gewalt und Gemeinschaft als Elemente eines praxeologischen Faschismusbegriffs, in: *K. H. Hörning u. J. Reuter* (Hg.), Doing Culture. Neue Positionen zum Verhältnis von Kultur und Praxis, Bielefeld 2004, S. 129–153.

10 *U. Daniel*, »Kultur« und »Gesellschaft«. Überlegungen zum Gegenstandsbereich der Sozialgeschichte, in: *Geschichte und Gesellschaft* 19 (1993), H. 1, S. 69–99.

Domäne der Sozialgeschichte – an der Sache vorbeigeht. Vielmehr müssen diese beiden Begriffe als Ideologiebegriffe, gewissermaßen als Signalbegriffe von »liberal« und »links« verstanden werden. Dass die Welt immer schon sozial ist und Menschen sich nicht anders bewegen als auf diese Weise, ist gewissermaßen die selbstverständliche Vorannahme, die alle Debatten über Sozialgeschichte einte. Was dieses Soziale sei und wie man es untersuchen könne: das war umstritten.

Moderne

Die herkömmliche Sozialgeschichte hatte sich dezidiert als Geschichte der Moderne begriffen. In ihrem Kern lag die Frage nach Ablauf und Konsequenzen der Industrialisierung und der ihr zugeschriebenen gesellschaftlichen Strukturbildung: der Klassengesellschaft, der modernen Staatsbildung und aller damit verbundenen Prozesse. Eine massive Teleologie stand hinter vielen dieser Prozesse: Bürokratisierung, Säkularisierung, Individualisierung, Demokratisierung usw. Die Modernisierungstheorie amerikanischer Provenienz, die seit den 1940er Jahren eine gleichlaufende, untereinander verbundene Entwicklung dieser unterschiedlichen Prozesse postulierte, wurde zwar nicht zum Theoriegerüst, sondern mehr zur im Hintergrund schwebenden Rhetorik, einer oftmals eher diffusen Vorstellung, die wachsende Komplexität mit einer Fortschrittsvorstellung koppelte.¹¹ Die Modernisierungstheorie, die alles andere als eine geschlossene Großtheorie à la Marxismus war, sondern vielmehr ein Geflecht von aufeinander bezogenen Konzepten mittlerer Reichweite, war politisch eng an die weltpolitische Dominanz der USA angebunden; sie war gleichzeitig insofern eine Waffe gegen den Marxismus, als sie dessen positive Fortschrittmatrix übernahm, aber ohne Revolutionen und grundlegende Krisen auskam. Eine Zukunftsvision hatte auch sie, nämlich das Postulat, dass ökonomisch moderne Gesellschaften früher oder später auch politisch modern, also: demokratisch werden müssen.

Dieser theoretische Rahmen wurde aus zweierlei Perspektive in Frage gestellt: (a) konzeptionell durchaus vage, aber politisch folgenreich war ein Moderne-Begriff im Gefolge der Foucault-Rezeption, der die »schlechte« Moderne, die der Disziplinargesellschaft und der Normalisierungsgesellschaft, proklamierte und damit das, was die »gute« Moderne behauptete, nicht inhaltlich, wohl aber in ihrer Bewertung angriff.¹² Ihr folgte eine sozialgeschichtliche Forschung, die nach der Zurichtung der Subjekte, der Diszipli-

11 Thomas Mergel, Modernisierung, in: Europäische Geschichte online (27.4.2011). <http://www.ieg-ego.eu/de/threads/modelle-und-stereotypen/modernisierung> [15. September 2011].

12 Etwa J. *Martschukat*, Geschichte schreiben mit Foucault, Frankfurt a. M. 2002.

nierung durch Organisation und Sozialisation fragte. (b) Eine zweite Kritik kam aus der Reihe der *postcolonial studies*, die den Eurozentrismus des Industrialisierungsparadigmas hinterfragte.¹³ Es seien auch ganz andere Modernen denkbar, und nicht nur verschiedene Wege, sondern vielleicht auch verschiedene Endziele seien möglich, Modernisierung mithin alles andere als eine Einbahnstraße. Diese Kritik, die unter dem Leitbegriff der *multiple modernities* operierte, war auch als eine Reflexion der Zeiterfahrung zu deuten, dass der Aufstieg zum Ende des zweiten Jahrtausends mancher nichteuropäischer Staaten (allen voran Chinas) keineswegs mit Demokratisierung einher ging und deshalb die Verbundenheit der Modernisierungsprozesse in Frage gestellt wurde. Ihr folgten aber – bisher noch wenige – Studien, die nach spezifischen Verläufen des sozialen Wandels in außereuropäischen Kontexten fragten.¹⁴ Hier erwiesen sich allem Anschein nach Familien- und Sippenverbände und religiös-ethnische Zugehörigkeiten, übrigens auch Geschlechterrollen als weitaus stabiler denn aus europäischer Perspektive angenommen.

Dass es sich bei der Moderne um eine besondere Periode der Weltgeschichte handelt, wird aber auch von diesen Kritikern nicht in Frage gestellt. Was sich dagegen in Frage stellen lässt, ist eine umstandslose Entgegensetzung von Tradition und Moderne, oder von Konservatismus und Fortschrittlichkeit. Denn folgt man den Theorien der »reflexiven Moderne«, werden im Verlauf der »Modernisierung« nicht nur die »Modernen« reflexiv, sondern auch die Tradition.¹⁵ Auch sie weiß, dass sie nicht mehr unbefragt existieren kann, und deshalb modernisiert sie sich gewissermaßen mit. Die ältere Sozialgeschichte hatte noch mit einem recht einfachen Schema von Tradition operiert, sei es in der Figur des »Ganzen Hauses«, des »patriarchalischen Unternehmers«, des »konservativen Bauern« oder der traditionsbewussten Religion. Solche einfachen Entgegensetzungen wurden zunehmend fraglich.

Das Politische in der Geschichte

Der Modernisierungsbegriff hatte einen hohen normativen Überschuss, und damit bewegte er sich im Rahmen eines wissenschaftstheoretischen Selbstverständnisses der Sozialgeschichte, das unumwunden politisch war. Sozial-

13 G. K. Bhabra, *Rethinking Modernity. Postcolonialism and the Sociological Imagination*, Basingstoke 2009. Vgl. ebenfalls die jüngst erschienene AHR-Roundtable, *Historians and the Question of Modernity*, in: *American Historical Review* 116 (2011), H. 3, S. 631–751.

14 D. Sachsenmaier u. a. (Hg.), *Reflections on Multiple Modernities. European, Chinese, and Other Interpretations*, Leiden 2002.

15 Vgl. U. Beck u. a., *Reflexive Modernisierung – Eine Debatte*, Frankfurt a.M. 1996; A. Langenohl, *Tradition und Gesellschaftskritik. Eine Rekonstruktion der Modernisierungstheorie*, Frankfurt a.M. 2007.

geschichte verstand sich von Anfang an und immer auch als politische Pädagogik, sowohl was ihre Gegenstände als auch was ihre kritische Methodologie anging. Verschüttete und verdrängte Themen wieder ans Licht bringen, vergessene Historiker rehabilitieren, aber auch einen wissenschaftlichen Untersuchungsstil pflegen, der mehr auf Argumentieren, Erklären und Diskussion als auf narrative Eindringlichkeit und spannende Geschichten: Inhalt und Methode beschreiben das Selbstverständnis. Dieses war freilich aus der Erkenntnis geboren, dass politische Fragen am Ende die Kernfragen jeder Gesellschaft seien. »History of a people with politics left out« (G.M. Trevelyan) war Sozialgeschichte nie. Ganz im Gegenteil, ihre Fluchtpunkte waren politischer Art: Die Französische Revolution, die Gründung des Deutschen Kaiserreichs, vor allem aber 1933. Auf dieses Datum lief die deutsche Sozialgeschichte zu, und in ihm spiegelten sich – so die Annahmen – alle (Fehl-)Entwicklungen des 18. und 19. Jahrhunderts. Der »deutsche Sonderweg«, der eben darin bestand, dass die modernisierungstheoretische Junktim von ökonomischer Modernität und politischer Modernität außer Acht gelassen war, war vor allem ein politischer. Macht und Herrschaft – durchaus nicht nur in einem kurzschlüssig politischen Sinn – standen am Ende im Mittelpunkt, wenn über den Aufstieg der Arbeiterklasse, die Feudalisierung des Bürgertums, industrielle Beziehungen oder die Revolution von 1848/49 debattiert wurde. Es lag wohl an diesem primär politischen Interesse der Sozialgeschichte, dass eine öfters proklamierte »politische Sozialgeschichte« niemals richtiges Profil erringen konnte: Alle Sozialgeschichte war politische Sozialgeschichte. Und damit war auch gemeint: sich politisch positionierende Sozialgeschichte. Es ist kein Zufall, dass Sozialhistoriker häufig auch aktive und öffentlichkeitswirksame Publizisten gewesen sind.

Dagegen hat sich Kritik aus verschiedenen Lagern erhoben, die vor allem eines betonte: die ungenügende Reflexion der eigenen Standortbindung. Die umstandslose Wertung vergangener Handlungen und Personen, die auf das Prokrustesbett der aktuellen politischen Debatten gelegt wurden, gerade als ob Bebel und Bismarck schon gewusst hätten, wie man dereinst denken würde, provozierte nicht nur bei Thomas Nipperdey die Frage, ob damit der alte Treitschke wiederauferstanden sei, der Historiker also, der zwar einerseits die Wissenschaft von der Geschichte enorm vorangebracht hatte, andererseits mit seinen antisemitischen Einlassungen in der Tagespolitik des Kaiserreichs ein schlechtes Licht auf seinen eigenen wissenschaftlichen Objektivitätsanspruch geworfen hatte.¹⁶ Zur Verteidigung brachten die Sozialhistoriker an, dass die Geschichte immer die Vorgeschichte der Vergangenheit sei und sie deshalb zur Aufklärung diene, und sie bedienten sich

16 T. Nipperdey, Wehlers »Kaiserreich«. Eine kritische Auseinandersetzung, in: *ders.*, *Geschichte, Kultur, Theorie*, Göttingen 1976, S. 360–390, hier 390. Vgl. auch: *H.-U. Wehler*, »Eine lebhaftige Kampfsituation«. Ein Gespräch mit Manfred Hettling und Cornelius Torp, München 2006, S. 181 f.

ungeniert im Arsenal ihrer historischen Fakten zur Untermauerung politischer Thesen. Die Historie war den Sozialhistorikern selbstverständlich *magistra vitae*, aber auch Kampffeld von Ansprüchen: Die Arbeiter als historisches Subjekt zu etablieren, bedeutete in dieser Logik auch einen Meilenstein in deren Anerkennung als politische Partner in der Demokratie der Gegenwart.

Diese umstandslose Gleichsetzung von Politik und Geschichte ist aus den Kreisen der Kulturgeschichte mit Verweis auf die unzulängliche methodologische Grundlegung kritisiert worden: War denn Geschichte tatsächlich die Vorgeschichte der Vergangenheit? Konnte man denn ohne weiteres die historischen Subjekte so konzeptualisieren wie sich selber im Lichte der Gegenwart? Wie konnte man mit dem Problem umgehen, als Historiker »notorischer retrospektiver Besserwisser« (Welskopp) zu sein? Der neue Bezug auf die Ethnologie, der seit den späten 1980er Jahren einsetzte, stellte eben diese Frage.¹⁷ Demnach waren die historischen Subjekte »Andere«, die historische Differenz nach denselben Maßstäben zu bearbeiten wie die kulturelle Differenz zwischen, sagen wir, den europäischen Menschen und Amazonasindianern. Die früheren Menschen einfach als die eigene Vorgeschichte in Anspruch zu nehmen bedeutete, deren spezifische und nicht selbstverständliche Form zu leben und die Wirklichkeit zu deuten nicht ernst zu nehmen. Soziale Ungleichheit konnte vor diesem Hintergrund nicht einfach in den Bemessungsgrenzen von heute erforscht werden – denn was weiß man über Unterschichten, wenn sich herausstellt, dass nach statistischem Maß 90 Prozent einer Gesellschaft ihr angehörten (auch wenn sie sich nicht alle »Unterschichten« nannten)? Umgekehrt, wie ist die Selbstbeschreibung des 19. Jahrhunderts als einer bürgerlichen Gesellschaft zu verstehen, wenn diejenigen, die nach sozialhistorischem Verständnis Bürger waren, nur fünf Prozent der Bevölkerung ausmachten? Dekonstruktion als ein methodisches Proprium kulturhistorischer Ansätze schien zu kurz gesprungen, wenn sie sich lediglich als die Entlarvung von Herrschaft oder Unterdrückung auf Seiten des historischen Gegenstands verstand. Vielmehr musste auch die eigene Forschung sich ihrer möglichen Dekonstruktion bewusst sein, und im Wissen darum musste sie diese auch an sich selber vollziehen. Bei der Ethnologie in die Schule zu gehen bedeutete daher für die Historiker auch eine selbstreflexive Neuvermessung der Spannung zwischen Forscher und Gegenstand. Wenn aber die Menschen der Vergangenheit »anders« waren, sich an anderen Werten orientierten, die Wirklichkeit anders interpretierten, dann war die Geschichte auch nicht als Vorgeschichte der Gegenwart zu deuten, sondern selber als ein selbstreflexiv wirksames »Anderes«. Dann konnte man mit der Geschichte aber keine Politik machen.

17 Vgl. etwa A. Lüdtko (Hg.), Alltagsgeschichte. Zur Rekonstruktion historischer Erfahrungen und Lebensweisen, Frankfurt a. M. 1989.

Indes konnte man gerade auch in Entwürfen, die die Sozialgeschichte kritisieren, doch auch ein erhebliches Maß an Ähnlichkeit finden, was die politische Stoßrichtung anging. Die Geschlechtergeschichte, die *postcolonial studies*, aber auch die historische Rezeption Foucaults haben zwar an der Sozialgeschichte kritisiert, was diese an der herkömmlichen Geschichtswissenschaft kritisiert hatte: dass sie bestimmte soziale Gruppen unterschlägt und ihnen keine Geschichte zubilligt; dass sie den repressiven Charakter der Moderne nicht oder nur ungenügend zur Kenntnis nehme; aber viele dieser Forschungsrichtungen haben sich in ganz ähnlicher Weise als eindeutig politisch verstanden. Das gilt vor allem für die *postcolonial studies* und ihre Nachbarn und Untergruppen (*whiteness, subaltern, race studies*). Im Grunde wird hier eine Vorstellung von kritischer Wissenschaft weitergeführt, die der Sozialgeschichte alle Ehre macht und sich als aufklärerisch in eben diesem Sinn versteht.

Nationalgeschichte

Einer der irritierendsten Aspekte im historisierenden Blick auf die Sozialgeschichte bleibt deren lange währender und stabiler nationalgeschichtlicher Zuschnitt (und das gilt keineswegs nur für Deutschland, sondern für die angloamerikanische und die französische Sozialgeschichte mindestens im selben Maß). Und dies nicht nur deshalb, weil seine Hauptvertreter gleichzeitig energisch für eine internationale Öffnung der deutschen Geschichtswissenschaft plädiert haben und auch selber viel für diese Öffnung, vor allem nach den USA, getan haben. Denn die Phänomene, an denen die Sozialgeschichte ansetzte, namentlich die Heraufkunft des industriellen Kapitalismus, waren ja alles andere als eine nationale Besonderheit. Es mag am politischen Bias liegen, dass man in Deutschland bis in die 1980er Jahre eben *deutsche* Sozialgeschichte betrieb, oder aber (wenn auch in weitaus geringerem Maße) englische oder französische, sehr selten aber europäische oder vergleichende. In anderen Ländern ist eine ähnliche Konzentration auf die Nationalgeschichte, vor allem die eigene, zu verzeichnen. Nun gibt es durchaus gute Argumente dafür, in der nationalstaatlichen Moderne die Nation als ein rechtlich, politisch und auch ökonomisch und kulturell in gewisser Weise kohärentes Gebilde zum Ausgangspunkt von Forschungsfragen zu machen; es gibt aber wenige Argumente dafür, diese Kohärenz gewissermaßen von vornherein zum Ergebnis zu erklären. Denn in zweierlei Hinsicht blieb der nationalgeschichtliche Rahmen unbefragt: erstens wurde die Nation kaum auf ihre innere Heterogenität hin untersucht, etwa im Rahmen regional vergleichender Untersuchungen.¹⁸ Auch der Nationalismus als die Ideologie, die auf die

18 Eine der wenigen frühen Ausnahmen wäre Josef Moosers »Ländliche Klassengesellschaft«, siehe in diesem Band den Beitrag von Stefan Brakensiek, S. 27–42.

Konstruktion der Homogenität zielt, rückte erst spät ins Zentrum der Sozialgeschichte, obwohl sich schon frühzeitig Historiker wie Theodor Schieder und Heinrich August Winkler des Problems angenommen und es als sozialhistorische Frage gekennzeichnet hatten.¹⁹ Zweitens wurde nur sehr selten der Blick über die Grenzen hinaus gewagt. Der internationale Vergleich wurde zwar früh als der Königsweg der historischen Forschung gepriesen, aber lange Zeit selten durchgeführt, wobei häufig eben dieser Ansatz einen umso stärkeren nationalgeschichtlichen Vorgriff voraussetzte.²⁰

Den Blick über die Grenzen hat die Transnationale Geschichte seit etwa der Jahrtausendwende nachdrücklich eingefordert.²¹ Deren erstes, schwer zu bestreitende Argument lautete, dass die Spezifität der Nation sich immer nur im Vergleich, Austausch, Widerstreit mit anderen Nationen erweisen könne: Erst darin konstituierte sich die Nation. Das zweite, erst mit den Jahren empirisch beleuchtete Argument verwies darauf, dass die Zeit der Moderne eben nicht nur die Zeit der Nationsbildung war, sondern auch die des intensivierten Austauschs mit anderen: der Globalisierung, der Kommunikation über weite Strecken und der internationalen Organisationen. Erst im Zuge dieses Arguments sind zentrale Themen der Moderne wie etwa die Migrationsgeschichte tatsächlich in der Sozialgeschichte angekommen. Die vergleichende Sozialgeschichte hat diese Chance erkannt und sich sehr schnell zu einer transnationalen Sozialgeschichte gemausert, die nach Grenzüberschreitung, Transfer, Verflechtung und gegenseitiger Wahrnehmung fragt.²² Erst dieser Blickwechsel hat es ermöglicht zu erkennen, dass die Nation auch in Europa keineswegs das einzige Modell staatlicher Organisation war, nicht im 19. und nicht im 20. Jahrhundert, sondern dass Imperien die Lebenswirklichkeit von wahrscheinlich viel mehr Menschen bestimmten, besonders in Osteuropa (das allerdings seit jeher ein Stiefkind der Sozialgeschichte gewesen war).²³ Die Arbeitergeschichte hat in der Wendung zur globalen Geschichte der

19 Vgl. T. Schieder, Nationalismus und Nationalstaat. Studien zum nationalen Problem im modernen Europa, hrsg. v. O. Dann u. H.-U. Wehler, Göttingen 1991; H.-A. Winkler (Hg.), Nationalismus, Königstein 1978. Erst nach der Wiedervereinigung wurde an der Universität Bielefeld ein Graduiertenkolleg eingerichtet, das den Nationalismus sozialhistorisch erforschte. Vgl. J. Echternkamp u. S. O. Müller (Hg.), Die Politik der Nation. Deutscher Nationalismus in Krieg und Krisen 1760–1960, Oldenburg 2002.

20 Vgl. hierzu: J. Kocka, Historische Komparatistik in Deutschland, in: H.-G. Haupt u. J. Kocka (Hg.), Geschichte und Vergleich. Ansätze und Ergebnisse international vergleichender Geschichtsschreibung, Frankfurt a.M. 1996, S.47–60.

21 Vgl. S. Conrad, Doppelte Marginalisierung. Plädoyer für eine transnationale Perspektive auf die deutsche Geschichte, in: Geschichte und Gesellschaft 28 (2002), H. 1, S. 145–169.

22 Der erste Sammelband, der das Thema mit Bezug auf die internationale Forschung konturierte, war Jürgen Kocka zum 65. Geburtstag gewidmet und enthielt u.a. kritische Bemerkungen Wehlers zum Erkenntniswert der transnationalen Geschichte. Vgl. G. Budde u. a. (Hg.), Transnationale Geschichte. Themen, Tendenzen und Theorien, Göttingen 2006.

23 Vgl. U. v. Hirschhausen u. J. Leonhard, Empires und Nationalstaaten im 19. Jahrhundert, Göttingen 2009.

Arbeit eine neue heuristische Perspektive gefunden.²⁴ Mitunter scheint es heute, dass Sozialgeschichte, so sie denn noch stattfindet, hauptsächlich in diesem Feld der Transnationalen Geschichte stattfindet.

Perspektiven

Die Sozialgeschichte hat sich aus heutiger Sicht in zwei wichtigen Auseinandersetzungen befunden: Erstens im Status einer Oppositionswissenschaft gegen die etablierte, nationalkonservative und historistische Geschichtswissenschaft, die »sozial« als eine Camouflage für »sozialistisch« las. Und zweitens in der Auseinandersetzung mit der Neuen Kulturgeschichte, in der sie sich selber in der Position der herrschenden Lehre wiederfand. Der publizistisch vielbesungene Konflikt mit der Alltagsgeschichte wirkt aus heutiger Sicht weniger wichtig. Vielmehr erscheint die Alltagsgeschichte als eine Brücke zwischen Sozial- und Kulturgeschichte; denn einerseits nahm sie neue theoretische Anregungen auf, insbesondere die Ethnologie, und daraus bezog sie ihre politpädagogische Zurückhaltung, die von den sozialhistorischen Päpsten als Neohistorismus geißelt wurde. Andererseits aber arbeitete sie sich an Fragen von sozialer Ungleichheit, Arbeiterleben und Herrschaft ab, die aus heutiger Sicht zum Kerngeschäft der Sozialgeschichte gehören. Beide Auseinandersetzungen, mit der historistischen Geschichtswissenschaft alter Prägung wie auch mit der Kulturgeschichte, berührten im Kern einerseits Fragen des politischen Selbstverständnisses, andererseits epistemologische Fragen. Mit ihren Lehrern stritten die Sozialhistoriker darüber, ob man als Historiker staatstragend sein müsse, und ob man sozialwissenschaftliche Theoriekonzepte zum Ausgangspunkt historischer Fragen machen dürfe. Beides ist heute keine Frage mehr. Mit ihren Schülern – und die Kulturgeschichte erwuchs zu einem großen Teil aus der Schülerschaft der bedeutenden Sozialhistoriker – stritten sie darüber, ob die generationale Erfahrung von Nationalsozialismus, Krieg und Wirtschaftswunder ein wissenschaftliches Programm begründen könne, und über die Frage, was das »Reale« in der Geschichte sei: Haben wir es nur mit Konstruktionen zu tun, mit Repräsentationen, mit Diskursen und Symbolen, oder gibt es eine bearbeitbare »tatsächliche« Realität? Hat die Geschichte ihre eigenen Strukturen, noch bevor wir sie ansehen?²⁵ Die zeitweilig sehr hitzige Debatte um den Sozialkonstruktivismus ist heute aber ebenso in den Hintergrund getreten wie die

24 Vgl. *M. van der Linden*, *Workers of the World. Essays toward a Global Labour History*, Leiden 2011. Vgl. auch den Aufsatz von Jürgen Kocka in diesem Band, S. 43–53.

25 So etwa *H.-U. Wehler*, Einleitung, in: *ders.* (Hg.), *Geschichte und Soziologie*, Köln 1976, S. 24.

Frage nach dem politischen Auftrag. Ersteres scheint inzwischen weitgehend Konsens, letzteres bleibt umstritten und ist nicht lösbar.

Auch sonst haben sich die Fronten verwischt, sind manche Konflikte zurückgetreten, andere haben sich in Wohlgefallen aufgelöst. Das Konzept des Sozialen hat sich verbreitert, und damit gewinnt nicht nur die Sozialgeschichte. Die provozierende Aussage des *linguistic turn*, dass die ganze Welt ein Text sei, hat sich mit seinen vielen Nachfolgern erledigt, und Jürgen Kocka gesteht im Umkehrschluss (mit Verweis auf Gareth Stedman Jones) die Berechtigung der Diskursanalyse zu, sofern sie das tue, was der Begriff verspricht, nämlich die Bedingungen und (möglichen) Wirkungen des Sprechens zu untersuchen und nicht nur ein modisches Wort für Ideengeschichte zu sein.²⁶ Kulturhistorische Semantiken werden auf Gegenstände aufgeblendet, die ursprünglich als sozialhistorische Themen auf den Plan getreten sind.²⁷ Das explizite Interesse an symbolischer und ritualischer Kommunikation bleibt aber offenbar eine Domäne der Kulturgeschichte, die hierin ihre besondere Konzentration auf Kommunikation als Funktionsweise von Gesellschaft offenbart. Für Kommunikation hat sich die Sozialgeschichte niemals sonderlich interessiert (weshalb wohl auch die Systemtheorie niemals einen prominenten Platz in ihren theoretischen Referenzen erlangt hat). Fragen nach Macht, Herrschaft, das Wissen um die fundamentale sozial ungleiche Konstruktion der Moderne sind jedoch inzwischen ebenso unumstritten wie das Wissen um die Nation als einem wichtigen Ort der Konstitution von Gesellschaft, mitnichten aber dem einzigen. Neue Themen und Ansätze haben sich ergeben, die enormes sozialhistorisches Potenzial haben. Vor allem die Wissensgeschichte, die weit mehr ist als eine traditionelle Wissenschaftsgeschichte, kann zu einem Feld der Sozialgeschichte werden, wenn das im Sozialen konstituierte Wissen auf seine Träger, Produktionsdynamiken und sozialen Wirkungen durchleuchtet wird. In der neueren Diskussion zur Wissensgeschichte wird Wissen zu einer Produktivkraft, die soziale Ungleichheit, gesellschaftliche Entwicklung und das Verhältnis der Menschen zu ihrer Umwelt organisiert.²⁸

Andere Felder, in denen sich eine erneuerte Sozialgeschichte platzieren könnte, wären die in letzter Zeit boomende Stadtgeschichte, die die Stadt als Seismographen gesellschaftlichen Wandels einerseits, als eine *histoire totale* im Kleinen andererseits untersucht;²⁹ oder die Mediengeschichte, die ähnlich

26 J. Kocka, Sozialgeschichte in Deutschland seit 1945. Aufstieg – Krise – Perspektiven, Bonn 2002, S.26. Damit schloss er im Übrigen ziemlich direkt an ein Argument Reinhart Kosellecks an, der schon lange Zeit vorher die Begriffsgeschichte als eine Form der Sozialgeschichte proklamiert hatte: R. Koselleck, Begriffsgeschichte und Sozialgeschichte, in: C. Ludz (Hg.), Soziologie und Sozialgeschichte. Aspekte und Probleme, Opladen 1972, S.116–132.

27 So etwa der Entwurf von M. Hettling, Bürgerlichkeit als kulturelles System, Halle 2011.

28 Vgl. J. Vogel, Von der Wissenschafts- zur Wissensgeschichte. Für eine Historisierung der »Wissensgesellschaft«, in: Geschichte und Gesellschaft 30 (2004), H. 4, S.639–660.

29 Vgl. F. Lenger, Die europäische Stadt in der Moderne – eine Herausforderung für Sozialge-

wie die Wissensgeschichte nach den Formen fragt, in denen Gesellschaften über sich selber kommunizieren und damit sich auch selber als Gegenstand konstituieren.³⁰ Auch die Umweltgeschichte bietet Themen, die sozialhistorisch einschlägig sind: Das Verhältnis der Menschen zu ihrer Umwelt besteht ja nicht allein in Umweltverschmutzung, sondern auch in Kultivationsmethoden, dem Verhältnis zu Pflanzen und Tieren, in der Historisierung dessen, was man in aufklärerischer Tradition als die unbewegte und sich nicht verändernde Natur wahrgenommen hat.³¹

Die Zukunft der Sozialgeschichte wird zum einen darin liegen, dass sie solche Themen aufgreift und theoretisch grundiert, die bisher nicht als originär sozialhistorisch zur Kenntnis genommen worden sind. Daneben muss sie aber auch ihre Blickweise neu justieren. Was vor allem die Wissens- und die Mediengeschichte auszeichnet, ist, die Selbstbeobachtung von Gesellschaften zu einem zentralen Gegenstand zu machen und so dem alten Vorwurf einer szientistischen Konstruktion ihres Gegenstands entgegenzutreten. Systemtheoretiker sprechen von »Beobachtungen zweiter Ordnung« und lassen Gesellschaft eigentlich erst damit beginnen. Wir denken nämlich über einen Gegenstand nach, der selbst denken kann und damit die vergangene Gesellschaft, die wir erforschen, überhaupt erst konstruiert. Und damit ist nicht einfach einer Ideengeschichte das Wort geredet, sondern wir müssen auch die Quellen, die uns als gewissermaßen objektiv gegenüberstehen, ebenso als produziert und kontextabhängig untersuchen wie nur irgendeine philosophische Idee. Auch Produktionsziffern, auch Bevölkerungsstatistiken sind kulturelle Artefakte und nicht zu denken ohne ihre Produzenten.

Selbstbeobachtung ist der Sozialgeschichte indes nicht fremd, zumindest als Dimension des eigenen wissenschaftlichen Handelns – die Bände, in denen Sozialhistoriker über sich selbst und ihre Arbeit diskutieren, füllen Bücherregale. Dem dienen auch die Beiträge dieses Bandes. Wir ehren damit einen der anregendsten und nachdenklichsten Sozialhistoriker dieser Zeit, der in empirischen wie theoretischen Beiträgen immer wieder Sozialgeschichte als Selbstbeobachtung praktiziert hat. Der Titel – eine Frage – verweist auf eine wichtige Traditionslinie. Josef Moosers Doktorvater Reinhart Koselleck hat sie 1971 in einem berühmten Aufsatz für die gesamte Geschichtswissenschaft gestellt: Unter dem Titel »Wozu noch Historie?« fragte er nach dem Nutzen der Geschichtswissenschaft, nachdem sie, wie er meinte, in der zweiten Nachkriegszeit definitiv die Deutungshoheit gegenüber den sozial- und wirtschaftswissenschaftlichen Wissenschaften eingeübt

schichte, Stadtgeschichte und Stadtsoziologie, in: C. Benninghaus u. a. (Hg.), *Konflikt und Aneignung. Zur vergleichenden Sozial- und Kulturgeschichte Europas*, Frankfurt a.M. 2008, S. 357–376.

30 Vgl. etwa als Ergebnis einer Tagung des Arbeitskreises für Sozialgeschichte: U. Daniel u. A. Schildt, (Hg.): *Massenmedien im Europa des 20. Jahrhunderts*, Köln 2010.

31 Vgl. W. Siemann (Hg.), *Umweltgeschichte. Themen und Perspektiven*, München 2003

hatte. Zur Antwort verwies er auf die Fähigkeit der Geschichtswissenschaft, zwar nicht unmittelbar verwertbare Handlungsanweisungen liefern, dafür aber »Perspektiven« und »Bedingungsnetze möglichen Handelns« aufzeigen zu können. Dass gesellschaftliche Kategorien wie Arme, Oberschicht oder Klasse dabei als begriffliche Aggregate zu verstehen sind, die sich aus einer Reihe von Ereignissen und gesellschaftlichen Konstellationen ergeben und deshalb zu »destruieren« seien, forderte Koselleck schon lange vor den Protagonisten des *linguistic turn*.³² Josef Mooser »destruierte« in seinen beiden großen Monographien den Klassenbegriff insofern, als er sich unter dem Einfluss der westeuropäischen Marxismus-Diskussion der 1970er Jahre und mit Rückgriff auf E.P. Thompsons bahnbrechende Arbeit über die Entstehung der englischen Arbeiterklasse an einem handlungsorientierten Begriff der Klassengesellschaft zu orientieren suchte, in der die historischen Subjekte durch ihr Handeln die Klasse erst »machen«. Damit hat er nicht nur der Arbeitergeschichte neue Impulse verliehen, sondern er hat den Klassenbegriff auch aus seiner bisherigen industriellen Verengung befreit, indem er den Blick auf die bis dahin völlig vernachlässigten ländlichen Klassen richtete.

Die ersten zwei Beiträge dieser Festschrift greifen eben diesen von Josef Mooser dynamisierten Klassenbegriff auf und werten ihn im Lichte der neueren und neuesten Forschung. Stefan Brakensiek unterzieht das Postulat Moosers von der Entstehung einer ländlichen Klassengesellschaft im frühen 19. Jahrhundert einer Relektüre und stellt fest, dass, auch wenn sich das Postulat nicht durchgesetzt hat, dabei wesentliche Zusammenhänge von aktuellem Forschungsinteresse aufgedeckt wurden. So verband Mooser die Differenzierung sozialer Lebenslagen in ländlichen Gebieten nicht nur mit wirtschaftlichen Produktionsstrukturen, sondern auch mit kulturellen Aspekten wie Religiosität oder Traditionen des Protests. Jürgen Kocka würdigt Moosers unorthodoxen Klassenbegriff in dessen 1984 erschienenen Standardwerk zur deutschen Arbeitergeschichte. Im Zentrum von Kockas Beitrag steht jedoch die seither erfolgte völlige Abkehr von der Klassenanalyse. Er ergründet die Ursachen und konturiert drei vielversprechende Neuansätze für eine Revitalisierung der Arbeitergeschichte: Erstens fordert er einen erneuten Blick auf das Verhältnis zwischen Bürgern und Arbeitern, der für die Differenzierung der sozialen Lagen kulturelle Praktiken einbezieht. Zweitens beschreibt er die Geschichte der Arbeit selbst als ein neues und bisher unterbelichtetes Forschungsfeld; und drittens argumentiert er für globalgeschichtliche Perspektiven, die zum einen transnationale Verflechtungen offen legen, zum anderen im globalen Vergleich den Klassenbildungsprozess als Spezifika der neueren europäischen Geschichte aufzeigen können.

32 R. Koselleck, Wozu noch Historie?, in: Historische Zeitschrift 212 (1971), S.1–18, hier S.12, 14.

Geprägt vom wissenschaftlichen Umfeld an der Universität Bielefeld, wo er 1978 promovierte und 1986 habilitierte, führte Josef Moosers Weg über Berlin und Trier 1993 nach Basel. Dort hat er als Lehrstuhlinhaber für die Allgemeine Geschichte des 20. Jahrhunderts markante Impulse gesetzt – gleichzeitig ergibt sich daraus aber auch die Frage nach der nationalgeschichtlichen Zentrierung der Sozialgeschichte. Es ist wohl kein Zufall, dass bis zur Berufung Josef Moosers die Historische Sozialwissenschaft in der Schweiz wenig Boden gefasst hatte; erst eine jüngere Generation von Historikern und Historikerinnen zeigt sich überhaupt von ihr beeinflusst. Der Beitrag von Martin Lengwiler zeichnet ein vielschichtiges Bild sozialgeschichtlicher Forschung, die sich in der Schweiz in der Vor- und Nachkriegszeit primär an den Entwicklungen in Frankreich, und nur zu einem geringeren Masse in Großbritannien und den USA orientierte. Die lange »Nationalfixiertheit« der deutschen Sozialgeschichte machte sie trotz ihrer Offenheit zur ausländischen Forschung offensichtlich nur wenig zum internationalen Exportprodukt.

Den Zusammenhang zwischen geographischen Raum – ob national, regional oder lokal – und Sozialgeschichte untersuchen in diesem Band zwei Beiträge im Kontext der Schweiz. Georg Kreis prüft am Beispiel der »Initiative gegen die Waffengewalt« den öffentlich stark propagierten Stadt-Land-Gegensatz, demzufolge ländliche Gebiete für den ständigen privaten Waffenbesitz im schweizerischen Milizsystem votierten, städtische Gebiete jedoch dagegen. Wie Kreis darlegt, spiegelt die Siedlungsstruktur im 21. Jahrhundert allerdings keinen solchen Gegensatz wider. Viel eher sei von einer bunten Mischung aus Kernstädten, suburbanisierten Vororten und metropolisierten Regionen zu sprechen. Bildungsstand oder Geschlecht seien bei der Abstimmung über die Initiative als Variablen um einiges signifikanter gewesen. Der Autor erklärt sich die starke öffentliche Wahrnehmung eines vermeintlich wachsenden Stadt-Land-Gegensatzes deshalb als Folge medial hochgespielter, historisch gewachsener »Mentalitätsbilder« und Diskurse. Ein ganz anderer Raum steht im Beitrag von Martin Schaffner im Vordergrund, nämlich das alpine Urserntal, dessen landwirtschaftliche Nutzung in den letzten Jahren eine breite, transdisziplinäre Forschung zu deren Nachhaltigkeit ausgelöst hat. Und dennoch, obschon Biologen, Geologen oder Sozialhistoriker den gleichen Raum zum Gegenstand ihrer Forschung machen, fänden sie letztlich in ihren Resultaten und Erklärungsansätzen nicht zueinander. Methode, Erkenntnisziel, aber auch Fachsprache, trenne zu sehr die beiden Wissenschaftskulturen.

Josef Mooser hat sich immer in besonderer Weise für methodische und theoretische Diskussionen interessiert, und nicht zufällig teilen viele seiner Schüler dieses Interesse. Die Beiträge im dritten Teil dieses Bandes reflektieren dies. Benjamin Ziemann erörtert anhand der kirchlichen Soziographie der Nachkriegszeit, wie möglicherweise aus sozialgeschichtlicher Perspektive mit Zahlenreihen und numerischen Massendaten als Quellenmaterial um-

zugehen sei. Statt sie als bare Münze anzunehmen, sollten sie historisiert werden. Entsprechend müsse das der herkömmlichen deutschen Sozialgeschichte inhärente »Kästchendenken« aufgebrochen werden, um der Komplexität sozialen Geschehens gerecht zu werden. Vor allem fordert Ziemann aber eine kritische Reflexion der benutzten Kategorien und Begrifflichkeiten, denn dahinter stünden präfigurierende »Erwartungshorizonte«. An diesem Punkt setzt Philipp Sarasin an. In seinem Beitrag über die Beziehung der Sozialgeschichte zu Foucault und dessen diskursanalytische Methodik stellt er den massiven Abfall in der Häufigkeit des Begriffs »Sozialgeschichte« fest, während der Verweis auf Foucault im gleichen Sample stark wächst. Sarasin bezieht sich auf das jüngst aufgeschaltete Online-Tool *Google Ngram Viewer*, das es erlaubt, die Begriffshäufigkeit in den 5,5 Millionen von Google gescannten Büchern zu ermitteln und so Zahlenreihen seit 1800 zu konstruieren, die die vielen Absichten ihrer vielen Verfasser gewissermaßen transzendieren. Und dennoch: wie für Ziemann können für Sarasin quantitative Datenreihen nicht Ausgangspunkt der Forschung sein, dafür jedoch Kontingenzen und Bedingungen, die den Ausgang der weiteren Entwicklungen bestimmen. Sarasin betont die diskursive Strukturierung des Subjekts, wobei er das Soziale nicht als einen privilegierten Gegenstand der Forschung sieht und an dessen Stelle Konfigurationen von Wissen, Macht und Selbstverhältnisse stellt.

Im vierten und letzten Teil folgen vier Beiträge, die thematische Erweiterungsmöglichkeiten der Sozialgeschichte ausloten. Franz-Josef Brüggemeier nimmt sich der Umweltgeschichte an und verdeutlicht dabei das Verhältnis zwischen Gesellschaft und historischer Forschung. War die soziale Frage für die Exponenten der historischen Sozialwissenschaft politisch wie auch wissenschaftlich ein wichtiges Thema, so ist heute das Interesse daran praktisch verschwunden und hat sich auf Debatten um Umweltprobleme verlagert. Daraus folgert Brüggemeier gewissermaßen eine Verbürgerlichung der historischen Wissenschaften. Hans-Ulrich Wehler sieht im Aufkommen der Globalgeschichte eine besondere Herausforderung für die Sozialgeschichte. Wie er in seinem Beitrag ausführt, ermögliche sie einen verschärften Blick auf nationale Eigenheiten, zum Beispiel für die von ihm diskutierten globalen Varietäten des Bürgertums, der Arbeiterschaft oder der ländlichen Bevölkerung. Welche Rolle etwa das Bildungsbürgertum oder Lohnarbeiter in den USA im Vergleich zum Deutschen Kaiserreich inne hatten, vermag nach Wehler soziale Schichtungsprozesse zu erhellen, die im Gesamturteil für die jeweilige nationale Gesellschaft von drastischer Bedeutung sein konnten. Die Globalgeschichte wirft für Wehler erneut die Frage nach den Sonderwegen auf. In ihrem Beitrag schließt Regina Wecker aus den Erfahrungen in der Geschlechtergeschichte eine Reihe von zukunftsweisenden Folgerungen für die Geschichtswissenschaft im Allgemeinen und die Sozialgeschichte im Besonderen. So geht der beachtliche Erfolg der Gendergeschichte, die wie die Sozialgeschichte in ihren Anfängen vom gesellschaftspolitischen Ideal der

sozialen Gleichheit geleitet war, insbesondere darauf zurück, dass sie seit Anbeginn neue Theorien aufgegriffen und sich methodisch erweitert hat. Ganz im Gegensatz zur Sozialgeschichte hat sie sich nicht als Disziplin oder Ansatz zu etablieren versucht. Thomas Mergel lässt schließlich im letzten Beitrag das schwierige Verhältnis der Sozialgeschichte zur Religion Revue passieren. Er weist darauf hin, dass die Sozialgeschichte sich lange Zeit nicht für Religion interessiert habe; einen Grund sieht er darin, dass der Sozialgeschichte das Säkularisierungsparadigma tief eingeschrieben war, die Religion also sozusagen zu den Verlierern der Geschichte gehörte. Einer der wenigen, die das Thema dennoch auf der Agenda hatten, war Josef Mooser, der Religiosität und Frömmigkeitsformen als Formen des sozialen Handelns von Unterschichten im Prozess der Industrialisierung untersuchte. Erst im Umfeld des *cultural turn* sei Religion als soziales und symbolisches Handeln wieder entdeckt worden. Mit der Infragestellung des Säkularisierungsparadigmas könnten aber auch für die Sozialgeschichte wieder neue Themen erwachsen. Die verstärkte Thematisierung des 20. Jahrhunderts oder die Befreiung der Religionsgeschichte aus ihrem bisherigen Korsett der Christentumsgeschichte könnte neue Perspektiven auf die Religion als Form sozialer Organisation, sozialen Handelns und sozialer Sinnproduktion geben.

Auch wenn manche der möglichen Themen in diesem Band nicht behandelt werden konnten – was unter Umständen als ein Hinweis auf das Fach selber gelesen werden kann: diese Beiträge zeigen, dass der Sozialgeschichte das Totenglöcklein noch nicht geläutet hat. Ihre Zukunft ist offen. Dass dieser Band zu dieser Zukunft vielleicht einen Beitrag leisten kann, ist den Autoren zu danken, die aus ihren Feldern, aber immer in Bezug auf das Oeuvre Josef Moosers Überlegungen zum Standort und den Möglichkeiten der Disziplin liefern – und dass sie das in den knappen Zeiträumen getan haben, die wir ihnen eröffnen mussten. Daneben aber schulden wir auch der Freiwilligen Akademischen Gesellschaft Dank dafür, dass sie uns für die Drucklegung einen großzügigen Zuschuss zugesprochen hat. Und schließlich danken wir alle Josef Mooser für das gemeinsame Arbeiten und Nachdenken in all diesen Jahren.

Sozialgeschichte als Klassengeschichte

Im letzten Viertel des 20. Jahrhunderts erlebte die Sozialgeschichte einen fulminanten Aufstieg. Auf ihrem Höhepunkt war sie die vorherrschende Strömung innerhalb der Geschichtswissenschaft. In den letzten beiden Jahrzehnten hat sie jedoch deutlich an Boden verloren, angesichts immer neuer »Turns« gerieten ihre Kernthemen und Methoden ins Abseits. Ist somit die Zeit der Sozialgeschichte unwiederbringlich vorbei? In diesem Band bewerten namhafte Historiker die Errungenschaften der Sozialgeschichte, indem sie ihre Rezeption und Weiterentwicklung im deutschen Sprachraum verfolgen. Darüber hinaus zeigen sie die methodischen Herausforderungen auf, denen sich die Sozialgeschichte stellen muss, um sich als Disziplin der Geschichtswissenschaften zu behaupten. Am Beispiel der Umwelt-, Frauen- und Geschlechtergeschichte sowie der Religionsgeschichte wird diskutiert, welche Themen sie in welcher Art und Weise aufgreifen kann.

Die Herausgeber

Dr. Barbara Lüthi ist Juniorprofessorin für Anglo-Amerikanische Geschichte an der Universität Köln.

Dr. Pascal Maeder ist Assistent am Lehrstuhl für die Geschichte des 20. Jahrhunderts an der Universität Basel.

Dr. Thomas Mergel ist Professor für Europäische Geschichte des 20. Jahrhunderts an der Humboldt-Universität zu Berlin.

ISBN 978-3-525-30034-3



9 783525 300343

www.v-r.de